

**Zeitschrift:** Theologische Zeitschrift  
**Band:** 26 (1970)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Der Gottesglaube in der "Methode" Pestalozzis  
**Autor:** Wullschleger, Otto  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-878759>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Gottesglaube in der «Methode» Pestalozzis

Mit der «Methode» hat Pestalozzis politisch soziales Engagement eine tiefgreifende Modifikation erfahren. Die optimistische Sicht der «Abendstunde» von 1780 mußte in zunehmendem Maße gesellschaftskritischen Anschauungen weichen. In den «Nachforschungen» von 1797 gelang ihm mit Hilfe des Entwicklungsgedankens die Integration der bösen Zeit seit der «Abendstunde». Enttäuschungen mit der Helvetischen Republik und das beglückende Stanser-Unternehmen verhalfen ihm zur pädagogisch-methodischen Konkretisierung seiner Einsichten und Erfahrungen. Pestalozzi sah sich dabei wieder einmal mehr auf seine ureigenste Welt, auf seine «Mutterwelt» zurückgeworfen. Um 1800 begann er das methodische Hauptwerk, die sog. «Gertrudbriefe», die am Schluß (13./14. Brief) ihren eigentlichen Höhepunkt erreichen, wo Pestalozzi den Ursprung seiner «Methode» mit dem Ursprung der «Gottesverehrung» zusammensieht. – Die großen Schlagworte der Revolution bleiben leer, solange der Mensch nicht eine entsprechende Erziehung erfährt. Freiheit und Verantwortung können ohne entsprechende Bildung nicht verwirklicht werden. Sie blindlings auszuteilen, ist Puscherei.

### 1.

Der Gottesglaube ist getragen von *Liebe, Vertrauen, Dank* und *Gehorsam*. Diese «Gefühle» müssen in der zwischenmenschlichen Relation entwickelt sein, bevor eine Ausweitung und sprachliche Beziehung zu Gott möglich wird. Auf der Suche nach ihrem Ursprung stößt Pestalozzi auf die menschliche Urrelation schlechthin, auf das Verhältnis «zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter». In dieser Frühphase werden die grundlegenden Keime für alle spätern Beziehungen entfaltet. Mutterbrust und Mutterarm haben dabei entscheidende Funktion. Sie erzeugen durch ihr helfendes oder abwehrendes Eingreifen Liebe und Dank, Vertrauen und Gehorsam.

Diese vier Begriffe sind ein einheitlicher Ausdruck für jenes «Naturverhältnis», für das Pestalozzi keine speziellen wissenschaftlichen Kategorien ausgebildet hat. In dem *vierfachen Grundgefühl*

liegt auch der Keim der Gewissensbildung. Das Kind erfährt den «ersten leichten Schatten des Gefühls», daß es nicht recht sei, gegen die liebende Mutter zu toben. Das ist der «erste Schatten der Pflicht und des Rechts», das «erste Schlagen der höheren Gefühle der sittlichen Natur». Dieses «Naturverhältnis» ist ein sinnliches, aber in seinem Wesen identisch mit dem «Keim aller Gefühle der Anhänglichkeit an Gott durch den Glauben».

Mit dem Entkeimen der Selbstkraft weist die Mutter das Kind auf Gott hin, um die Kontinuität der Geborgenheit sicherzustellen. Das Kind dehnt sein sinnlich erworbenes Grundgefühl über Vater und Mutter auf Gott aus. Auch der verbale Hinweis auf Gott ist ganz eingebettet in die natürliche Frühbeziehung, die hier gerade nicht durchbrochen wird, sondern für jede weitere Entwicklung garantiert werden muß, damit die Welt «anschaulich», d. h. partnerschaftlich erlebt werden kann. Völlig verfehlt ist die Interpretation Würzburgers, wonach in diesem «denkwürdigen Augenblick» die Mutter das Kind auf den «ganz Anderen» hinweise<sup>1</sup>. Auch die Degradierung der Mutter zur «Holzspindel»<sup>2</sup> verfehlt den Mutterbegriff Pestalozzis. Pestalozzis Anschauungsbegriff ist von seinem Mutterbegriff nicht zu trennen. Anschauung ist ein Geschehen, in dem die Welt mit Hilfe der «Mutter» erlebt wird, der Mensch also nicht letztlich vor dem toten Objekt steht oder zur Schizophrenie seiner selbst gezwungen wird. – So kann die «Gemütsruhe», das «letzte Ziel alles menschlichen Strebens» erhalten bleiben. Man denkt – bei aller Verschiedenheit der Wege – an den berühmten Satz eines andern Muttersohnes: *inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te*<sup>3</sup>.

In der Phase des *Übergangs in die «Welt»* beginnt recht eigentlich die Kunst der mütterlichen Erziehungsarbeit, zu der Pestalozzi anleiten will. Hatte er die Entwicklung bisher einfach beschrieben, so beginnen jetzt seine emphatischen Aufrufe an die Mutter. Seit Herbart ist immer wieder nach dem Alter gefragt worden, in dem nach Pestalozzi dieser Übergang stattfindet. Pestalozzis Antwort ist eindeutig<sup>4</sup>. Der «Mutterunterricht» beginnt mit dem Erwachen der entsprechenden Sinne des Kindes. Die konkreten Ausführungen

<sup>1</sup> K. Würzburger, *Der Angefochtene* (1940), S. 215.

<sup>2</sup> Würzburger, S. 219f.

<sup>3</sup> Augustin, *Confessiones* (Kösel-Ausg. 1960), S. 12.

<sup>4</sup> K (= Kritische Ausgabe, 1927ff.) 15, 427.

Pestalozzis sind oft rationalistisch. Es gilt aber, seine Intention nicht aus den Augen zu verlieren. Die «Welt», in die das Kind hineinwächst, ist nicht mehr die Frühwelt mit ihrer Geborgenheit, nicht mehr «Gottes erste Schöpfung», sondern eine verwahrloste Welt. Müssen die neuen Eindrücke allein bewältigt werden, so wird selbst die Mutter, die nicht mitgeht, für das Kind zu einem Teil dieser bedrohlichen Welt. Es ist nicht die Meinung Pestalozzis, die «Einsicht in die menschliche Unvollkommenheit der Mutter»<sup>5</sup> sei das Merkmal schlechthin für den «Zusammenbruch der frühkindlichen Geborgenheit». Pestalozzi würde sonst kaum die Mutter unablässig aufrufen, dabeizusein. Vielmehr stößt das Kind auf die «Welt», zu der freilich die Mutter bei Vernachlässigung ihrer Aufgabe ebenfalls gehören kann; die «Welt» macht dann auch vor der «Wohnstube» nicht mehr halt. Schafft die Mutter kein «Gegengewicht», so wird das Kind von der Fülle der neuen Eindrücke erdrückt, die «Welt» wird ihm Mutter und Gott, «es hat die Mutter, es hat Gott, es hat sich selbst verloren»<sup>6</sup>. Indem die Reize der neuen Erscheinung zusammen mit dem bisherigen Erlebnishintergrund also «anschaulich» aufgenommen werden, sind sie gezügelt, und die Wurzel aller Übel, die Zügellosigkeit, die «Verwahrlosung», ist ausgerottet. Aber wehe, wenn die «Mutter» nicht dabei ist, wenn Gott nicht mitgeht! Da wird letztlich alles beziehungslos, der «Faden des Lebens» zerreißt, und «Maulbraucherei» täuscht über den «sittlichen Tod» hinweg. So hat Pestalozzi die heile Welt der «Abendstunde» auf das dyadische Frühverhältnis beschränkt, dessen Integration zur pädagogischen Aufgabe wird.

Pestalozzis «Mutter», die im Prozeß der Selbstentfaltung dabei sein muß, unterbindet diesen Prozeß nicht. Pestalozzi will die «Selbstkraft» und «Selbstachtung» des Kindes, die das treibende Moment ausmachen, niemals zerstören. Es ist lediglich darauf zu achten, daß der Vertrauensbegriff in diesem Zusammenhang stets in die Urrelation des Grundgefühls gehört und nicht ein davon abstrahiertes «Selbstvertrauen» bedeutet.

Eine neurotische Mutterbindung wird hier nicht reflektiert, ob schon Pestalozzi an anderer Stelle auch eine Mutter kennt, die ihr Kind mit «Affenliebe» an sich bindet. Das Problem der Loslösung

---

<sup>5</sup> O. F. Bollnow, *Die pädagogische Atmosphäre* (1965), S. 22.

<sup>6</sup> K 13, 386; R (= Rotapfelausgabe, 1945–49) 6, 350.

von der Mutter, das Bollnow vor Augen hat, betrifft nicht den «wichtigen Zeitpunkt des Voneinanderscheidens», den Pestalozzi hier meint. Pestalozzis Mutterbegriff umfaßt auch das, was Bollnow formal mit «neuer Geborgenheit» oder «echtem Gottvertrauen» bezeichnet<sup>7</sup>. Die Mutter wird, nachdem das (durch die «Welt»!) zerrissene Band wieder geknüpft ist, von ihrem Kind noch mehr geliebt, «als es sie liebte, da es noch an ihrer Brust lag»<sup>8</sup>.

## 2.

Es ist bekannt, daß Pestalozzi Erkenntnisse moderner *Tiefenpsychologie* genial vorweggenommen hat. Wir stellen fest, daß er Phasentypisches bereits erkannt und ihm auch die Bedeutung zuerkannt hat, die ihm aufgrund moderner biologischer und tiefenpsychologischer Forschungsergebnisse zukommt.

Pestalozzi hat für die Frühbeziehung zwischen Mutter und Kind drei Phasen unterschieden:

1. die Phase der vier Grundgefühle,
2. die Phase des Entkeimens der «Selbstkraft»,
3. die Phase des Übergangs in die Welt.

Ein Vergleich mit der epigenetischen Tabelle Eriksons, in der dieser die psychosozialen Phasen, die zur Ich-Integrität führen, darstellt, zeigt, daß auch er die Zeitspanne, die Pestalozzi im Auge hat, in drei Stadien einteilt<sup>9</sup>:

1. das Säuglingsalter (ca. 1. Lebensjahr),
2. das Kleinkindalter (ca. 2. und 3. Lebensjahr),
3. das Spielalter (ca. 4. und 5. Lebensjahr).

Die erste Phase. – Das Merkmal dieses Stadiums ist nach Erikson das «Urvertrauen». Auch für Pestalozzi gehört das Vertrauen in diese Frühphase. Eine gesunde Entwicklung verlangt nach Erikson, daß jede Phase wirklich integriert werden kann, d. h. das «Urvertrauen» muß hier über das «Urmißtrauen» dominieren. Die integrierte Frühphase der Geborgenheit setzt sich in sozialen Institutionen der Verehrung fort.

<sup>7</sup> Bollnow (A. 5), S. 100ff.

<sup>8</sup> R 6, 357.

<sup>9</sup> E. H. Erikson, *Kind und Gesellschaft* (1965), S. 267f.; ders., *Identität und Lebenszyklus* (1966), S. 59f., 150f.

Schon Pestalozzi hatte die erstaunliche Einsicht, daß die Frühphase nicht verlorengelassen dürfe. Er hat auch bereits wichtige Einzelbeobachtungen gemacht, die in der Forschungsarbeit von René Spitz präzisiert wiedererscheinen, so das blickerwidernde Lächeln<sup>10</sup>, die Entstehung von Furcht, die Bedeutung der Frustration, das Sprechenlernen.

Die zweite Phase. – Erikson nennt das positive Gefühl dieser Phase «Autonomie», das negative, das bei einer normalen Ich-Integration nicht die Oberhand bekommen darf, Scham und Zweifel. Die Fortwirkung dieses zweiten Stadiums findet nach Erikson eine institutionelle Sicherung im Prinzip von Recht und Ordnung in der Erwachsenenwelt<sup>11</sup>. – Pestalozzi dürfte mit dem «Entkeimen der Selbstkraft» das erste Heraustreten aus der Frühbeziehung schon treffend umschrieben haben<sup>12</sup>. Spitz zeigt, wie die Trotzphase im 2. Lebensjahr durch den Erwerb der ersten semantischen Geste des «Nein» bedingt ist, die jetzt dem Kind Abfuhr von Aggression ermöglicht<sup>13</sup>.

Die dritte Phase. – Im Spielalter ist nach Erikson «Initiative» das vorherrschende Gefühl. Das Gewissen tritt (nach der Trotzphase!) als «Stimme Gottes» seine Herrschaft an<sup>14</sup>. Wo Initiative nicht zum Zuge kommen darf, setzt sich keimhaft neurotisches Schuldgefühl fest. – Pestalozzi spricht vom Weg in die «Welt», der ebensowenig aufzuhalten ist wie die erwachende Selbstkraft; aber auch die Urgeborgenheit muß phasengemäß weiter dabeisein, soll das Kind die Welt kennenlernen, «die Gottes Welt ist»<sup>15</sup>. Von der «echten Nestsituation» aus muß die Welt entdeckt werden<sup>16</sup>. Die Urgemeinschaft darf beim Übergang von der oralen in die anale und genitale Phase unter keinen Umständen zerstört werden. Wird ein Kind hier isoliert, kann es nicht kommunikativ-spielerisch in die gesellschaftlichen Normen hineinwachsen, so werden diese als Dressur empfunden, der man durch Leistung zu genügen hat: Das

<sup>10</sup> K 13, 384.

<sup>11</sup> Erikson (A. 9), *Kind*, S. 284f.

<sup>12</sup> R 6, 348.

<sup>13</sup> R. Spitz, *Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehung im 1. Lebensjahr* (1967), S. 202.

<sup>14</sup> Erikson (A. 9), *Identität*, S. 94.

<sup>15</sup> R 6, 356.

<sup>16</sup> M. Siirala, *Die Schizophrenie* (1961), S. 149.

Kind wird in eine Ich-Haltung und damit Ich-Spaltung hineingedrängt, die zu Kontaktstörung, Zwangsneurose und Schizophrenie führen kann<sup>17</sup>.

### 3.

Mit einer an Pascals «logique du cœur» gemahnenden Tiefe und einer erregenden Zusammenschau, wie sie nur noch Schleiermacher gelungen ist, wird in den beiden letzten Gertrudbriefen das *Gottesverhältnis* des Menschen gesehen. «Der Gott meines Hirns ist ein Hirngespinst; ich kenne keinen Gott als den Gott meines Herzens... Der Gott meines Hirns ist ein Götze...»<sup>18</sup>. Führt jemand Gottesbeweise an, «so spricht nur die Schule aus ihm»; überzeugt von Gott ist der Mensch nicht durch seinen Verstand, sondern durch jenen «unerklärlichen, in keine Worte, ja in keinen Begriff zu fassenden Trieb, sein Dasein in dem höhern, unvergänglichen Sein des Ganzen zu verklären und zu verewigen... Das reine menschliche Herz fordert und schafft für seine *Liebe*, seinen *Gehorsam*, sein *Vertrauen* und seine *Anbetung* ein personifiziertes höchstes Urbild...»<sup>19</sup>.

Solche Sätze tönen für die Ohren abstrakt gewordener abendländischer Gradientheologie häretisch, und Pestalozzi ist denn auch immer wieder als Häretiker gebrandmarkt worden<sup>20</sup>. Seine theologische Sprache darf aber nicht dogmatisch gepreßt werden. Jeden dogmatischen Verbalismus, der sich als Interpret der Wirklichkeit aufspielt oder der sich – unter dem Eindruck empirischer Forschung – in eine orthodoxe Separatecke zurückzieht, um von da aus seine offenbarungspositivistischen Ausfälle zu unternehmen, hat Pestalozzi weit hinter sich gelassen. Für solches Reden von Gott könnte Pestalozzi nur das Prädikat «Maulbraucherei» bereithalten; «Maulbraucherei» ist aber gerade das Gegenteil dessen, was Pestalozzi mit «Anschauung» meint.

Ebensoweit hat Pestalozzi auch jede Form bloß natürlicher Theologie (Pantheismus u.a.) überholt. Schon seine eigene personale

<sup>17</sup> G. Bally, Einführung in die Psychoanalyse Freuds (1965), S. 206f.; vgl. dazu E. Ringel, Der Selbstmord (1953), S. 15ff.

<sup>18</sup> R 6, 359.

<sup>19</sup> R 6, 361.

<sup>20</sup> Vgl. etwa H. Kittel, Der Christ als Erzieher (1961), S. 230, der Pestalozzis Pädagogik unter Preisgabe der häretischen Theologie retten will.



Gottesbeziehung, die in seinen Gebeten ihren schönsten Ausdruck fand, macht darauf aufmerksam. Die «physischen Ursachen»<sup>21</sup> unseres Gottvertrauens stehen in keinerlei Gegensatz zur göttlichen Gnade; Pestalozzi hat vielmehr Natur und Gnade zusammengesehen. Der Gott der Bibel muß auch im Gang der Natur anzutreffen sein. In der Zeit, in der sich das genetische Denken mit Macht Bahn brach, hat Pestalozzi der Sprachtradition christlichen Glaubens eine aktuelle Konkretion und unüberholbare Tiefendimension verliehen. Wie bei Herders «tierischem» Ursprung der Sprache – von Hamann zu Unrecht kritisiert – ist bei Pestalozzis «physischen Ursachen» das Göttliche durchaus mitbedacht. Pestalozzi spricht von Gottes erster Schöpfung<sup>22</sup> und meint damit die heile Frühwelt des Kindes, die dem Kind als Schöpfung der Mutter erscheint: «Mutter und Schöpfer, Mutter und Erhalter sind dem Kinde ein und dasselbe Gefühl»<sup>23</sup>. Damit hat Pestalozzi wohl den Ursprung der Gottesverehrung psychologisch aufgewiesen, aber doch auch zugleich das dyadische Frühverhältnis theologisch qualifiziert. Die Frühbeziehung stellt kein blosses Prae dar, dem später ein besonderer Gnadenakt zu folgen hätte. Das Prae kann immer nur schon das Evangelium selber sein.

An dieser Stelle wird die radikale ethische Relevanz der Pestalozzischen Schau deutlich. Wieder gibt er mit seinem Leben selber das Beispiel.

Die Zeit seiner Schriftstellerei war für ihn letztlich unbefriedigend. In «Ja und Nein» nimmt Pestalozzi Abschied vom christlichen Staat<sup>24</sup>. In diese Zeit fällt auch der berühmte Nicoloviusbrief, in dem sich Pestalozzi in einer für ihn typischen Solidaritätsäußerung zum Nichtchristen erklärt. Als «Beichte»<sup>25</sup> oder gar «Durchbruchsschlacht zum wahren Glauben»<sup>26</sup> kann dieser Brief nur mit der Brille abstrakter Orthodoxie gelesen werden.

In Stans erfährt Pestalozzi «die tiefe Metaphysik des Tuns»<sup>27</sup>. Aber auch der Duktus unserer beiden Gertrudbriefe zeigt die

<sup>21</sup> R 6, 350. 355f.

<sup>22</sup> R 6, 357. 355f.

<sup>23</sup> R 6, 358.

<sup>24</sup> P. Wernle, *Der Schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert*, 3 (1925), S. 508ff.

<sup>25</sup> Würzburger (A. 1), S. 27ff.

<sup>26</sup> Würzburger, S. 96.

<sup>27</sup> F. Delekat, *J. H. Pestalozzi* (1926), S. 236.



ethische Relevanz auf: die Mutter steht dem Kind an Gottes Statt<sup>28</sup>! Gegenstände kommen nur innerhalb dieses Urvertrauens in Sicht<sup>29</sup>. Später wird das «Muttergefühl»<sup>30</sup> universal ausgeweitet<sup>31</sup>, und mit dem so bewahrten Gefühl letzter Geborgenheit wird sich ein entsprechendes Verantwortungsgefühl verbinden, in dem ich dem Elenden und Leidenden mit meinen «Mutterarmen» an Gottes Statt stehe, und so eigentlich erst wahrer Mensch, Mitmensch werde.

Wir haben einander Geborgenheit zu gewähren, d. h. «Anschauung» in bezug auf Gott und Welt zu ermöglichen. «Göttlich zu handeln wird meine Natur; ich bin ein Kind Gottes»<sup>32</sup>. «Das Göttliche ist dem Menschen nur darum göttlich, weil es ihm das Menschlichste ist, das er sich zu denken vermag. Warum sollte ich also Jesum Christum nicht mit seinem Bruder, dem edlern Armen, vergleichen...?»<sup>33</sup> Schon in der «Abendstunde» hatte Pestalozzi den vielzitierten Satz ausgesprochen: «Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit.»<sup>34</sup>

Pestalozzis Einsichten gelangen im Umbruch der Revolutionsjahre, als er, enttäuscht durch die Helvetische Republik, sein politisch soziales Engagement in dieser tiefschürfenden Weise modifizierte<sup>35</sup>. Seinen Armen wirklich helfen kann nur mehr der, der durch seine «Methode» gegangen ist und so nicht mehr nur nach Eigennutz strebt, sondern in letzter Verantwortung steht für den Bruder.

Neue gruppenpsychotherapeutische Forschungen<sup>36</sup> bestätigen den Zusammenhang von Geborgenheit und entsprechendem Verantwortungsgefühl. Pestalozzi hätte mit seinem dialogischen Mutterbegriff, nach dem das Kind später selber Mutterfunktion übernehmen kann, diese Verbindung nicht genialer vorwegnehmen können. Indem nämlich Pestalozzi m. a. W. seinen «Mutterarmen»

---

<sup>28</sup> R 6, 358.

<sup>29</sup> R 6, 346.

<sup>30</sup> R 6, 358 f.

<sup>31</sup> R 6, 356.

<sup>32</sup> R 6, 359.

<sup>33</sup> K 16, 69. 165.

<sup>34</sup> R 4, 153.

<sup>35</sup> Vgl. dazu A. Rang, *Der politische Pestalozzi* (1967).

<sup>36</sup> R. Battagay, *Der Mensch in der Gruppe*, I (1968<sup>2</sup>), S. 28 ff.

Dauer verschafft, spricht er als Empiriker die notwendige Fortdauer des Geborgenheitshorizontes überraschend «weltlich» aus, ohne jedes klerikale Säkularisierungsdenken. Diakonische Existenz des Menschen hat als solche gottesdienstlichen Charakter. Auf seine Weise hat so Pestalozzi eine λογική λατρεία (Röm. 12) oder ein Logion wie Matth. 25, 40 zum Ausdruck gebracht.

Gottesdienstliche Sondersprache hat nur Sinn in diesem Zusammenhang. Sie ist ganz eingebettet in diesen «Anschauungshintergrund», dem sie sich selber verdankt. Phänomenologische Untersuchungen der christlichen Sprachtradition müßten diese Bezüge aufweisen. Spitz fragt sogar<sup>37</sup>, ob nicht die ganze logische Struktur unseres Denkens auf die anfänglichen binären Systeme zurückzuführen sei (vgl. etwa die Genese der ersten semantischen Geste des «Nein»!).

Jeder Theologe ist durch Pestalozzi vor «Maulbraucherei» gewarnt. Die Forderung nach Anschaulichkeit stellt uns vor eine ungeheure hermeneutische Aufgabe, zeigt aber ebenso die Grenze hermeneutischer Besinnung. Hermeneutik kann selber innerhalb von Maulbraucherei verharren, wenn sie z. B. psychosoziale Strukturen und Entwicklungen außer acht läßt. Pestalozzi würde aber auch dabei nicht stehenbleiben. Verabsolutierte objektivierende Wissenschaftlichkeit im heutigen Sinne ist ihm, bei aller Berufung auf seine «Empirie», fremd; zu sehr staunt er vor allem Lebendigen, vor Kinderaugen! Wenn Pestalozzi in der methodischen Einzelausführung weithin Rationalist geblieben ist, so machen doch die zwei letzten Gertrudbriefe unüberhörbar deutlich, daß er nicht manipulieren will, sondern das Geheimnis wahren Menschseins (was für ihn identisch ist mit Christsein) stehenläßt. Gerade deshalb muß die «erste Schöpfung», die dialogische Frühbeziehung, integriert werden. Die Welt erstarrte sonst zur bloßen «Maulwelt», und die «Gemütsruh», das «letzte Ziel alles menschlichen Strebens»<sup>38</sup>, ginge verloren. Sie allein aber ermöglicht partnerschaftliche Existenz.

Man müßte auch einmal die Aussagen Pestalozzis über den Tod untersuchen, wird doch im Tod jede dialogisch anschauliche Existenz des Menschen zerstört. Eine Stelle aus der «Abendstunde» weist jedoch darauf hin, daß Pestalozzi auch den Tod, «anschau-

<sup>37</sup> Spitz (A. 13), S. 57.

<sup>38</sup> K 16, 3.

lich» bestehen will: «Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden hat deine sanft, gut und fühlend gebildete Natur keine Kraft». <sup>39</sup> Welche Erfahrung hinter einer solchen Aussage steht, kann man heute leicht nachfühlen! Gott soll deshalb dabeisein, d. h. wir haben einander auch hier Mutterarmdienst zu gewähren und nicht einem «schizophrenen» verbalen «Wahrheits» fanatismus zu erliegen.

Weil Pestalozzi in zunehmendem Maße am *Zustandekommen* verantwortlichen Menschseins interessiert ist, fällt sein Blick auf die Kontinuität des Geborgenheitshorizontes. Am Ende des 13. Gertrudbriefes stehen seine zwei bekannten «Gesetze der Lückenlosigkeit» <sup>40</sup>:

«Der erste Unterricht des Kindes sei nie die Sache des Kopfes, er sei nie die Sache der Vernunft – er sei ewig die Sache der Sinne, er sei ewig die Sache des Herzens, die Sache der Mutter.»

«Der menschliche Unterricht gehe nur langsam von der Übung der Sinne zur Übung des Urteils, er bleibe lange die Sache des Herzens, ehe er die Sache der Vernunft, er bleibe lange die Sache des Weibes, ehe er die Sache des Mannes zu werden beginnt.»

Pestalozzis Anschauungsbegriff öffnet auch heute ein weites, noch unbebautes Feld methodischer Konkretisierung. Die Zusammenschau von Humanum und Christsein verbietet eine klerikale Sonderpädagogik. Was in der Kirche verbal und rituell dazukommt, darf die empirische Entdeckung Pestalozzis nicht überspringen, sondern muß mit in den Dienst der Bildung verantwortlichen Menschseins gestellt werden, wobei Verantwortung eben Ausdruck des gebildeten Menschen ist und nicht mit abstrakter Norm- oder Situationsethik verwechselt werden darf. Wie sehr wir heute – zunehmend auch weltweit – auf Verantwortungsgefühl angewiesen sind, wird immer deutlicher. Solches Gewissen läßt sich aber nicht predigen! Für spezielle Religionspädagogik stellt sich heute das dringende Postulat eines wirklich phasengemäßen Unterrichts, sollen wir auch als Christen nicht in der «Maulbraucherei» steckenbleiben.

An praktisch weithin ignorierten Erfordernissen seien hier nur ein paar herausgegriffen: Phasengemäße Erzählung auf der Unterstufe und Einbau rhythmischen Gemeinschaftserlebens in die Erzählung <sup>41</sup>, Integration der Jugend in den vollen Gottesdienst und

<sup>39</sup> R 4, 153.

<sup>40</sup> R 6, 353f.

<sup>41</sup> Siehe z. B. Wullschleger-Stammler, *Die Josephsgeschichte*, bearbeitet für die Unterstufe: *Praxis des Religionsunterrichtes*, 1 (im Erscheinen).

entsprechende Modifikation desselben, Weckung differenzierten Wahrheitsverständnisses mit dem Realitätsalter; thematische Vertiefung des Theologiestudiums und entsprechende Integration bzw. Qualifikation empirischer Fächer.

Schon Schleiermacher, der große Zeitgenosse Pestalozzis, hat in den pädagogischen Vorlesungen zur Beschäftigung mit Pestalozzis «Methode» aufgerufen: «Nur ist das, was bleibenden Wert haben wird, noch nicht recht herausgearbeitet... seine Methode müßte auf das eigentliche Prinzip zurückgeführt werden... Die Früchte würden nicht ausbleiben.»<sup>42</sup>

*Otto Wullschleger, Aarburg*

---

<sup>42</sup> F. Schleiermacher, *Pädagogische Schriften*, 1 (1957), S. 266f.